

Vorwort von Winfried Kronig

Soziale Positionen innerhalb einer Gesellschaft sind keine Zufallsprodukte. Vergleicht man eine grössere Zahl von Individuen, scheinen sich ihre Positionen entlang von bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen anzuhäufen. Es zeichnen sich erkennbare Muster ab. Gleichzeitig sind soziale Positionen, entsprechend den zu einem gegebenen Zeitpunkt gültigen gesellschaftlichen Wertsetzungen, hierarchisch geordnet. Höhere Positionen versprechen höhere Gratifikationen.

Damit bilden die sozialen Lagen innerhalb einer gesellschaftlichen Struktur die sozialen Verteilungsprinzipien wenigstens teilweise ab. Historisch lassen sich mehrfache Wechsel der Verteilungsregeln nachzeichnen. Zu den markantesten gehört wohl die Verschiebung der Zuteilung gesellschaftlicher Vergütungen aufgrund der sozialen Herkunft auf eine Rationierung nach dem Leistungsprinzip. In modernen Gesellschaften gilt Leistung als einzig legitimes Ordnungsprinzip. Jede Abweichung von der gedachten meritokratischen Linie wird als störend empfunden. Unter dem Druck sozialwissenschaftlicher Empirie formen sich Präskriptionen und Askriptionen, die als kritisierbar gelten. So weichen auch moderne Gesellschaften an vielen Stellen und auf mehreren Feldern vom meritokratischen Idealtypus ab. Das mag damit zu tun haben, dass das Leistungsprinzip a priori nie ausgeschlossen hat, dass eine gesellschaftlich anerkannte Leistung unter günstigen Umgebungskonstellationen einfacher erbracht werden kann als unter ungünstigen. Ein Einfluss der ehemals bedeutsamen und heute als überwunden geltenden Herkunftsregeln ist damit nicht zwingend unterbunden. Es mag auch damit zu tun haben, dass die ehemaligen Gewinner ihre Positionen durch neue Zweifel am Zufall der Genetik zu verteidigen suchten. So halfen etwa Behauptungen über eine schichtgelagerte Verteilung von Talenten und Leistungspotenzialen über die drohende Neuverteilung sozialer Positionen mit der Einführung des Leistungsprinzips hinweg.

Ein Problem sozialer Realitäten ergibt sich aus der Beobachtung, dass die Muster der Verteilung sozialer Positionen nicht nur einer, sondern mehreren Eigenschaften eines Individuums folgen. Eine Person gehört in aller Regel gleichzeitig verschiedenen sozialstrukturellen Kategorien an. Zu ihnen gehören neben der sozialen Herkunft auch beispielsweise die nationalstaatliche Herkunft oder das Geschlecht. Da Individuen mehrere dieser verteilungsrelevanten Merkmale auf sich vereinen, sind unterkomplexe Befunde zur gesellschaftlichen Struktur dem fortwährenden Risiko ausgesetzt, von der im Voraus festgelegten Analyseeinheit abhängig zu sein.

Das ändert vieles. So einfach der Grundgedanke sein mag, so komplex sind die Auswirkungen auf die Theoriebildung, auf die Methodologie und möglicherweise letztlich auf die Praxis. Man denke beispielsweise an die spezifizierten pädagogischen Subdisziplinen, wie die interkulturelle Pädagogik oder die kompensatorische Erziehung, welche sich jeweils nur auf ein einzelnes Persönlichkeitsmerkmal abstützen. Aber der aus der Türkei eingewanderte Junge ist eben auch ein Junge. Er lebt in Prekarität oder auch nicht, ist leistungsstark oder auch nicht, hat unerschöpfliche soziale Kontakte oder auch nicht.

Das konsequente Denken in Merkmalskombinationen ist keineswegs neu. So soll es schon bei Klassikern wie etwa Max Weber anzutreffen sein. Aber unter dem Schlagwort der Intersektionalität gewinnt eine systematische Betrachtung der Schnittstellen zwischen zwei oder mehreren Merkmalen an unübersehbarer Popularität in den Sozialwissenschaften. Wobei die inhaltlichen Bestimmungen dessen, wie eine Intersektion theoretisch zu denken ist und wie ihre Analyse methodisch zu bearbeiten wäre, oftmals weit auseinanderliegen.

In dieser enthusiastischen und zugleich ungewissen Phase der Theorie- und Methodenentwicklung platziert Chantal Hinni ihre Forschungsfragen im Kern intersektionaler Überlegungen. Gegenstand ihrer Untersuchungen sind unterschiedliche Profile des sozialen Kapitals von Jugendlichen an den Schnittstellen von Behinderung, Migration, sozialer Herkunft und Geschlecht. Es geht der Autorin um die Verbindung der Theorien zum Sozialkapital mit dem Analysewerkzeug Intersektionalität und dem exemplarischen Aufzeigen von Wegen der statistischen Bearbeitung eines umfangreichen Datenmaterials.

Die selbst gesteckten Ziele zwingen zum Ausbruch aus der künstlich geschaffenen Enge der jeweils als zuständig geltenden Subdisziplinen. Dieser ermöglicht erst einen Blick auf Kumulationen, auf Besonderheiten von Merk-

malkombinationen, auf neu entdeckte Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen und innerhalb von Gruppen. Unter dem methodischen Zugriff der Autorin wird das Datenmaterial differenzierter, verflochtener, verzweigter. Die methodischen und theoretischen Ansprüche lassen sie jedoch nicht in die Unbestimmtheiten akademischer Höhen entgleiten. Vielmehr scheint ihr Blick sogar etwas näher bei der Praxis. Mutmasslich ist die Praxis eben vielschichtiger, als es die gewohnte disziplinäre Handhabung suggeriert. Mutmasslich ist der wissenschaftliche Weg zur Praxis beschwerlicher als vermutet. So gesehen ist die Studie vielleicht auch eine Provokation an die habitualisierten Problemwahrnehmungen. Sie ist vielleicht auch eine Aufforderung an theoretische Konzeptionalisierungen und vielleicht sogar auch eine methodische Blaupause für eine Ausweitung sozialwissenschaftlicher Forschung. In jedem Fall ist sie eine Ode an die Komplexität sozialer Realitäten.

*Für Verena und Hans Peter
in liebevoller Erinnerung*

»Finally, my bias with respect to the two generic forms of differentiation is that there is too much inequality but that there cannot be too much heterogeneity.«
– Inequality and Heterogeneity, Peter M. Blau, 1977, S. x.

